

Editorial

Die Männerforschung ist mittlerweile ein wichtiger Teilbereich der Geschlechtergeschichte. Dabei stehen epochen-, zeit- und raumübergreifende historische Narrative, wie jenes des „Patriarchats“, offeneren Deutungen gegenüber, die von dem Grundsatz ausgehen, dass Männlichkeit, männliche Identitäten und männliche Rollen keine überhistorischen festen Größen sind, sondern vielfältig und wandelbar. Nicht zuletzt deshalb fand in den letzten Jahren die Frage nach spezifischen historischen „Krisen der Männlichkeit“ größeres Interesse in der Forschung. Dieses Konzept zielt nicht nur darauf ab zu klären, auf welche Weise Männlichkeitsnormen und -bilder durch gesellschaftliche Wandlungsprozesse und Umbrüche erschüttert wurden, sondern auch, wie solche Erschütterungen sich ihrerseits im historischen Prozess niederschlagen konnten. Nicht wenige Historikerinnen und Historiker begegnen dem Krisenkonzept indes skeptisch, weil es häufig wenig reflektiert und bisweilen geradezu inflationär gebraucht wird, aber auch – und das erscheint besonders bedenkenswert –, weil sich gerade mit der Rede von „Männlichkeitskrisen“ nicht selten männliche Re-Souveränisierungen verbinden.¹

Vor dem Hintergrund solcher Debatten präsentiert diese Ausgabe von L'HOMME. Z. F. G. exemplarisch Männlichkeitskonzepte aus fünf Umbruchsphasen – dem Hochmittelalter, der Renaissance, der Ära zwischen Französischer Revolution und Restauration, den Jahren um das Ende des Ersten Weltkriegs mit seiner hohen Zahl an (männlichen) Kriegsoptionen, und schließlich der Nachkriegszeit ab 1945; dabei geht es um verschiedene nationale beziehungsweise kulturräumliche Kontexte. Bis auf eine Ausnahme sind die Beiträge aus den Vorträgen hervorgegangen, die auf den „Schweizerischen Geschichtstagen“ vom 15. bis 17. März 2007 im von Claudia Opitz organisierten Panel „Zeiten des Umbruchs – Krise der Männlichkeit“? vorgetragen wurden.² Dem Rahmenthema der Tagung folgend, untersuchen sie ob und – falls ja – wie Männlichkeitsvorstellungen, männliche Identitäten und deren Wandel mit

1 Vgl. dazu auch das Editorial und die Beiträge im Heft 2 (2006) der „Feministischen Studien“ zum Thema „Wie Phoenix aus der Asche: Die Wiedergeburt des Mannes“.

2 Nähere Informationen zu dieser Tagung sind weiterhin online unter <http://2007.geschichtstage.ch/3/startseite.html>.

Umbruchserscheinungen allgemeinerer Natur zusammenhängen: Kann bezogen darauf im jeweiligen historischen Kontext von krisenhafter Männlichkeit gesprochen werden? Und inwiefern waren die gegebenenfalls konstatierten krisenhaften Männlichkeiten ihrerseits Auslöser von Krisenphänomenen? Wie trugen sie zum gesellschaftlichen Umbruch bei? Die zentrale Frage zielt demnach auf eine kritische Auseinandersetzung mit dem Konzept der „Krise der Männlichkeit“ auf der Basis unterschiedlicher historischer Befunde, und damit auf dessen Tragfähigkeit für (geschlechter-)geschichtliche Analysen.

Die Frage, wann überhaupt sinnvoller Weise von „Krisen der Männlichkeit“ gesprochen werden kann, versucht Claudia Opitz-Belakhal in ihrem einleitenden Beitrag anhand einer allgemeineren Diskussion des Konzepts der „Krise“ und eines konkreten Beispiels aus dem Frankreich des 16. Jahrhunderts zu beantworten. Sie plädiert dafür, das Krisenkonzept nicht nur als Quellenbegriff zu nutzen, sondern auch als historiographische Kategorie, die es ermöglicht, die geschlechtergeschichtliche Dimension in der Geschichtswissenschaft generell zu stärken. Dabei bezieht sich Opitz-Belakhal auf jenen breit rezipierten Krisenbegriff, den Reinhard Koselleck Anfang der 1980er Jahre in den „Geschichtlichen Grundbegriffen“ entworfen hat, und bindet diesen systematisch in die bis dato geführte Forschungsdiskussion zum Heftthema ein.

In etwas anderer Weise konturiert Bea Lundt in ihrem Beitrag über Wandel und Krise der Männlichkeiten im 12. Jahrhundert das Problem der „Männlichkeitskrise(n)“. Es geht ihr hier einerseits um Narrationen von Lebenskrisen vorbildlicher Männer – was Lundt vor allem am Beispiel des Weisen Merlin aufzeigt. Andererseits verfolgt sie, nicht zuletzt mit dem Verweis auf keltische und arabische Traditionen in Europa, das weit umfassendere Ziel, die Vielfalt von hochmittelalterlichen Männlichkeitskonzepten in ihrer Genese und Entwicklung genauer zu betrachten. Statt in diesem Zusammenhang vorschnell von einer „Krise“ (etwa des Klerus) zu sprechen, wie es die Forschung zum 12. Jahrhundert mitunter tut, sollte hier vielmehr ein Reichtum an Möglichkeiten konstatiert werden, der erst aus der rückblickenden Sicht (der Moderne) zu einem „Problem“ der hochmittelalterlichen Gesellschaft und ihrer Männlichkeitskonzepte gemacht wurde.

Im Beitrag von Carol E. Harrison ist eine „Krise des weißen Mannes“ (und besonders des weißen Forschungsreisenden) zu besichtigen. Er sieht sich im Zusammenreffen mit den (mehr oder weniger edlen) „Wilden“ im Zeitalter der Aufklärung zunächst in seiner zivilisatorischen Dekadenz herausgefordert, gewinnt damit jedoch gleichzeitig – vor allem aus der Reflexion über das Verhältnis von Natur und Kultur beziehungsweise Gesellschaft – ‚moderne‘ Identitätsmerkmale. Diese gehen ihm schon wenige Jahrzehnte später wieder verloren: wenn nämlich einerseits der „edle Wilde“ kritisch auf den „weißen Mann“ (das heißt den Forschungsreisenden selbst, aber auch seine Mitreisenden und die Besatzung der Expeditionsschiffe) zurückblickt. Und wenn andererseits die von Europa mitgebrachten Wertvorstellungen sich, dank des revolutionären Umbruchs, deutlich gewandelt haben. Aus dieser komplizierten

Gemengelage erwächst, nach Harrison, eine konzeptionelle Krise westlicher Männlichkeits- und Geschlechterentwürfe sowie der auf sie gründenden Humanwissenschaften.

Christa Hämmerle lotet in ihrem Beitrag über soldatische Männlichkeit(en) in Österreich in der Umbruchszeit nach dem Ersten Weltkrieg die Möglichkeiten und Grenzen von historischen Deutungen aus, die sich am Paradigma der Männlichkeitskrise(n) orientieren. Sie kommt dabei zu einem ambivalenten Ergebnis: Zwar konnte in der Zeit nach Kriegsende und dem Zusammenbruch des Habsburgerreiches in der politischen und publizistischen Öffentlichkeit Österreichs eine Rede von der Krise der männlichen (insbesondere der soldatischen und, mehr noch, der Offiziers-) Identität erfolgreich etabliert werden, vor allem auch als Abwehr gegenüber Politik- und Rechtsansprüchen von Seiten der Frauen. Dass männliche Biographien und individuelle Identitäten massenhaft als von Bruch- und Krisenerfahrungen gezeichnet erkennbar würden, wie in der Forschung immer wieder betont, lässt sich ihrer Meinung nach aber nicht erhärten. Das spricht eher dafür, dass der Krisendiskurs der Zwischenkriegszeit für das Zurückdrängen von weiblichen Präsenzansprüchen ebenso erfolgreich genutzt werden konnte wie für die nationale/nationalistische Selbstdarstellung und ‚Ermächtigung‘.

In Martin Lengwilers Beitrag geht es um alternative, also nicht-hegemoniale Männlichkeiten im 20. Jahrhundert in Deutschland und der Schweiz. Lengwiler sieht hier Pluralisierung, Transformation und Restabilisierung – vor dem Hintergrund einer krisenhaften Verschiebung oder gar Infragestellung überkommener hegemonialer Männlichkeitsvorstellungen, die mit den traumatischen Erfahrungen von Totalitarismus und „totalem Krieg“ zusammenhing. Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg eine Krise als zentralen Motor des geschlechterhistorischen Wandels anzunehmen, macht allerdings nach Lengwiler wenig Sinn, da eine krisenhafte Infragestellung der tradierten Männlichkeitsvorstellungen sich praktisch über das gesamte Jahrhundert feststellen lasse. Sein Fazit lautet daher, dass hegemoniale und alternative Männlichkeiten sich in einem konstanten Spannungsverhältnis befanden und die vielzitierte „Krise der Männlichkeit“ im 20. Jahrhundert nicht nur ein Dauer-, sondern vielmehr der Normalzustand war.

Martin Dinges teilt diese Skepsis gegenüber dem Krisenkonzept, wenngleich aus anderen Gründen. Ausgehend von Veränderungen der Männergesundheit in Deutschland im Zeitraum von 1850 bis 2006 stellt er fest, dass die Rede von der „Krise der Männlichkeit“ erst in dem Moment einsetzte, als die sogenannte „männliche Übersterblichkeit“ begann, deutlich zurückzugehen. Die erheblichen Verluste an Lebensqualität und -dauer, die die Angehörigen des männlichen Geschlechts seit Beginn der Industrialisierung aufgrund der vorherrschenden Rollenvorstellungen und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zu ertragen hatten, stellten lange Zeit offenbar keinen Grund zur Sorge dar – während die Angleichung von Arbeitsbelastung und Lebensführung zwischen Männern und Frauen in den letzten Jahrzehnten begleitet von einem Krisen-

diskurs ist, der die in Dinges' Augen wesentlich gravierendere und längerfristige „Krise der Männlichkeit“ seit Beginn der Industrialisierung schlechterdings verdeckt.

Alles in allem gelangen die Autorinnen und Autoren der hier versammelten Beiträge zu einer höchst unterschiedlichen, zum Teil durchaus auch gänzlich negativen Einschätzung des Deutungsmusters „Krise(n) der Männlichkeit“. Sie zeigen jedoch zugleich, wie produktiv eine solche Perspektivierung für die Betrachtung größerer historischer Zusammenhänge und Narrative sein kann, und dass das Konzept in der kritischen Überprüfung seiner Tragfähigkeit und Reichweite jedenfalls dazu einlädt, grundsätzlich und umfassend nach Veränderungen von Geschlechternormen, -bildern und -verhältnissen zu fragen. Seine historiographische Bedeutung ist somit, wie wir meinen, noch längst nicht erschöpft.

Das belegen im Rezensionsteil auch manche Besprechungen von Neuerscheinungen aus dem Gebiet der historischen Männer- und Geschlechterforschung. Denn wie stets, widmet sich dieser Teil von L'HOMME. Z. F. G. einerseits dem engeren oder weiteren Hefthema, und geht andererseits darüber hinaus. Letzteres geschieht unter anderem mit einer Sammelrezension einiger Neuerscheinungen zur ost- und südosteuropäischen Frauen- und Geschlechtergeschichte. Diesem – im Mainstream der Disziplin lange marginalisierten, vielfach an die Peripherie oder sogar außerhalb von Europa gesetzten – Raum ist im „Forum“ auch ein Text von Anna Loutfi gewidmet, der die überarbeitete Fassung ihres Vortrags auf der L'HOMME-Tagung 2007 zum Thema „Imaginary Borders in Europe from the Perspective of Women's and Gender History“ ist.³ Loutfi setzt sich mit Geopolitik und Feminismus auseinander sowie mit der Frage, welches Raumkonzept einem von ihr mit herausgegebenen „Biographical Dictionary“ zu Frauenbewegungen und Feminismus in Zentral-, Ost- und Südosteuropa zugrunde liegt. Zur Veranschaulichung der Problematik nationaler Identitäten in diesem multinationalen Raum und Zeitalter bezieht sie sich auf die hintergründige und schillernde, stets aufs Neue (wieder-)erscheinende und -verschwindende Figur der Cheshire-Katze aus Lewis Carroll's Erzählung „Alice im Wunderland“ von 1865. Ließe sich diese (Denk-)Figur nicht auch ebenso für das problematische und vielschichtige Konzept „Krise(n) der Männlichkeit“ verwenden?

Claudia Opitz-Belakhal, Christa Hämmerle

P. S. Wir bitten alle Abonentinnen und Abonnenten, die für Ihr L'HOMME-Abo einen höheren Preis bezahlen als den hier im Impressum angegebenen, mit der Redaktion Kontakt aufzunehmen (<lhomme.geschichte@univie.ac.at>, Nikola Langreiter).

3 L'HOMME-Tagungen finden jährlich in Verbindung mit den Herausgeberinnentreffen in verschiedenen europäischen Städten statt, seit 2005 sind diese Tagungen öffentlich. Die hier genannte Konferenz wurde 2007 in Wien veranstaltet.